



Leseprobe

Edmund de Waal

Der Hase mit den Bernsteinaugen

Das verborgene Erbe der Familie Ephrussi

Übersetzt von Brigitte Hilzensauer

ISBN: 978-3-552-05556-8

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05556-8>

sowie im Buchhandel.

Die Potemkinsche Stadt

Im März 1899 wird Charles' großzügiges Hochzeitsgeschenk für Viktor und Emmy sorgfältig in eine Kiste verpackt und aus der Avenue d'Iéna geschafft; es nimmt Abschied vom goldfarbenen Teppich, von den Empire-Fauteuils und den Moreaus. Es reist quer durch Europa und wird im Palais Ephrussi in Wien, Ecke Ringstraße/Schottengasse, abgeliefert.

Nun ist die Zeit vorüber, mit Charles spazieren zu gehen und über Pariser Inneneinrichtungen nachzulesen; jetzt sind die *Neue Freie Presse* und das Wiener Straßenleben um 1900 an der Reihe. Es ist Oktober, und mir fällt auf, dass ich beinahe ein Jahr mit Charles verbracht habe – weit länger, als ich für möglich hielt, allzu viele Zeitstränge sind für Recherchen über die Dreyfus-Affäre draufgegangen. Wenigstens brauche ich in der Bibliothek nicht die Etage zu wechseln: Französische und deutschsprachige Literatur sind nebeneinander aufgestellt.

Neugierig, wo mein Wolf aus Buchsbaumholz und mein Elfenbeintiger hinkommen werden, buche ich ein Ticket nach Wien und mache mich auf zum Palais Ephrussi.

Dieses neue Heim der Netsuke ist absurd riesig. Es sieht aus wie eine Fibel zum Thema klassische Architektur; daneben würden sogar die Pariser Häuser der Ephrussi bescheiden wirken. Das Palais hat korinthische Pilaster und dorische Säulen, Urnen und Architrave, an den Ecken vier kleine Türme, Reihen von Karyatiden unter dem Dach. Die ersten beiden Stockwerke weisen mächtiges Rustika-Mauerwerk auf, darüber sind zwei Stockwerke aus blässrötlichen Ziegeln, hinter den Karyatiden im fünften Stockwerk Stein. So viele der gedrungenen, unendlich geduldigen griechischen Mädchen mit den halb von der Schulter gerutschten Gewändern stehen da oben – dreizehn an der langen Breitseite zur Schottengasse hin, sechs an der Front zur Ringstraße –,

dass es ein wenig so wirkt, als wären sie an einer Wand zu einem gravitatischen Tanz aufgereiht. Ich kann dem Gold nicht entkommen: viel, viel Gold an den Kapitellen und Balkonen. Auf der Fassade glitzert sogar ein Name in Gold, aber das ist verhältnismäßig neu: Das Palais beherbergt derzeit die Zentrale der Casinos Austria.

Auch hier führe ich meine Hausbeobachtung durch. Oder besser, ich habe es versucht, aber gegenüber dem Palais ist nun eine Straßenbahnhaltestelle oberhalb einer U-Bahn-Station, und ständig strömen Menschen vorüber. Nirgendwo kann ich mich an eine Mauer lehnen, innehalten und schauen. Ich versuche die Dachlinie gegen den Winterhimmel zu fixieren und laufe beinahe in eine Straßenbahn; ein bärtiger Mann in drei Mänteln und einer Sturmhaube staucht mich zusammen, weil ich nicht aufgepasst habe, und ich gebe ihm zu viel Geld, damit er verschwindet. Das Palais steht gegenüber dem Hauptgebäude der Universität Wien, wo eben drei Protestkampagnen – gegen die amerikanische Nahostpolitik, gegen Kohlendioxidemissionen, gegen irgendwelche Gebühren – einander an Krach und Unterschriften zu übertreffen suchen. Da kann man sich einfach nicht aufhalten.

Das Haus ist schlicht zu riesig, um es in sich aufzunehmen, es nimmt zu viel Raum ein in diesem Teil der Stadt, zu viel Himmel. Es ist eher eine Festung oder ein Wachturm als ein Haus. Ich versuche seine Größe in den Blick zu bekommen. Das ist sicher kein Haus für den Ewigen Juden. Und dann fällt mir meine Brille hinunter, einer der Bügel bricht am Gelenk, ich muss das Gestell zusammenklemmen, um überhaupt etwas zu sehen.

Ich bin in Wien, durch einen kleinen Park hindurch sind es ein paar hundert Meter bis zu Freuds Wohnung, ich stehe vor dem Haus meiner väterlichen Familie – und ich kann nicht klar sehen. Wenn das keine Symbolik ist, grummle ich, während ich meine Brille hochhalte und den rosa Monolith zu fixieren versuche; für mich ein Beweis, dass dieser Teil meiner Reise schwierig werden wird. Es hat mich schon auf dem falschen Fuß erwischt.

Also gehe ich spazieren. Ich dränge mich durch die Studenten und bin an der Ringstraße; nun kann ich mich bewegen und Atem schöpfen.



*Das Palais Ephrussi, Blick von der
Schottengasse zur Votivkirche, Wien, 1881*

Allerdings, diese Straße ist so ambitiös, dass einem die Luft wegbleibt, atemberaubend imperial in ihrer Anlage. Sie ist so breit, dass ein Kritiker während der Bauzeit monierte, sie habe eine ganz neue Neurose geschaffen, die Agoraphobie. Wie pfiffig von den Wienern, eine Phobie für ihre neue Stadt zu erfinden.

Kaiser Franz Joseph hatte angeordnet, rund um Wien eine moderne Metropole entstehen zu lassen. Die mittelalterlichen Stadtmauern sollten abgerissen, die Gräben aufgefüllt und ein großer Bogen neuer Gebäude, ein Rathaus, ein Parlament, ein Opernhaus, ein Theater, Museen und eine Universität errichtet werden. Dieser Ring sollte mit dem Rücken zur alten Stadt entstehen und in die Zukunft blicken, ein Ring des bürgerlichen und kulturellen Gepränges, ein Athen, eine Kulmination von Prachtbauten.

Diese Gebäude würden in verschiedenen Baustilen errichtet werden, doch das Ensemble würde das Heterogene in ein Ganzes zusammenfügen, den grandiosesten öffentlichen Raum Europas, ein Ring mit

Parks und offenen Flächen; der Heldenplatz, der Burggarten und der Volksgarten würden mit Statuen geschmückt werden, um die höchsten Errungenschaften in Musik, Poesie und Drama zu feiern.

Für ein solches Schauspiel war ein enormer technischer Aufwand vonnöten. Zwanzig Jahre lang nur Staub, Staub, Staub. Wien, so der Schriftsteller Karl Kraus, wurde »zur Großstadt demoliert«.

Alle Untertanen des Kaisers vom einen Ende der Monarchie zum anderen – Ungarn, Kroaten, Polen, Tschechen, Juden aus Galizien und Triest, alle Nationalitäten, Amtssprachen, Religionen – würden hier auf die kaiserlich-königliche Zivilisation treffen.

Es funktioniert: Ich bemerke, dass es seltsam schwierig ist, am Ring stehen zu bleiben, wird doch das Versprechen eines Augenblicks, in dem man alles zusammen in den Blick bekommt, immer wieder hinausgeschoben. Diese neue Straße ist nicht von einem einzigen Gebäude dominiert; es gibt kein Crescendo hin zu einem Palast oder einer Kathedrale, dafür aber einen fortwährenden triumphalen Zug von einem großen Aspekt der Zivilisation zum nächsten. Immer wieder denke ich, es werde einen prägenden Blick durch die kahlen Winterbäume geben, einen Moment nur, gerahmt durch meine zerbrochene Brille. Der Wind treibt mich weiter.

Ich gehe vorbei an der im Neo-Renaissancestil erbauten Universität; zwei Treppen führen hinauf zu einem von Bogenfenstern flankierten Portikus, in jeder Nische Büsten von Gelehrten, auf dem Dach klassische Wachposten, auf goldenen Schriftbändern stehen die Namen von Anatomen, Dichtern, Philosophen.

Weiter, vorbei am Rathaus, Phantasiegotik, in Richtung zur wuchtigen Oper, an den Museen vorbei, vorher am Reichsrat, dem Parlament, erbaut von Theophil Hansen, dem damals modischen Architekten. Hansen war Däne und hatte sich durch das Studium der klassischen Architektur in Athen einen Namen gemacht; in Athen hatte er auch die Akademie entworfen. Hier am Ring erbaute er das Palais für Erzherzog Wilhelm, den Musikverein, die Akademie der bildenden Künste und die Börse. Und das Palais Ephrussi. Er hatte bis in die 1880er Jahre so viele Ausschreibungen gewonnen, dass andere Architekten eine Ab-

machung zwischen Hansen und »seinen Vasallen ... den Juden« argwöhnten.

Es war keine Verschwörung. Er wusste einfach seinen Auftraggebern das zu geben, was sie wollten: Sein Reichsratsgebäude häuft ein griechisches Detail auf das andere. Geburt der Demokratie, ruft der große Portikus. Beschützerin der Stadt, die Statue der Athene. Überall, wo man hinsieht, ein kleines Detail, das den Wienern schmeichelt. Auf dem Dach sind Pferdegespanne, fällt mir auf.

Tatsächlich, wenn ich hinaufblicke, sehe ich nun überall Figuren gegen den Himmel ragen.

Weiter und weiter. Es wird eine musikalische Suite von Gebäuden, die Pausen dazwischen sind Parks, die Betonungen Statuen. Es hat einen Rhythmus, der dem Zweck entspricht. Seit sie am 1. Mai 1865 mit einem Festzug durch Kaiser und Kaiserin offiziell eröffnet wurde, war die Straße ein Ort für Umzüge, für Schaustellungen. Am habsburgischen Hof herrschte das spanische Hofzeremoniell, ein streng ritualisierter Code, und es gab zahllose Anlässe für aufwendige Prozessionen. Die Hoch- und Deutschmeister marschierten auf, an hohen Feiertagen die ungarische Garde, dazu gab es die Feiern zu Kaisers Geburtstag, Jubiläen, Ehrenspariere, wenn eine Kronprinzessin eintraf, Begräbnisse. Alle Garden hatten verschiedene Uniformen: Kreationen mit Schärpen, Pelzbesatz, federbesetzten Hüten, Epauletten. War man auf der Ringstraße unterwegs, hörte man immer irgendwo eine Musikkapelle spielen, das Getrappel marschierender Füße. Die k.u.k. Armee hatte »die schönsten Uniformen der Welt«, und die Bühne war ihnen angemessen.

Ich bemerke, dass ich zu schnell gehe, als hätte ich ein Ziel statt eines Ausgangspunktes. Mir fällt ein, dass diese Straße für die langsamere Fortbewegungsart des täglichen Korsos angelegt wurde, für das ritualisierte Flanieren am Kärntner Ring, wo man sich traf und flirtete und Klatsch austauschte und sich sehen ließ. In den illustrierten Skandalblättchen, die zur Zeit von Viktors und Emmys Hochzeit florierten, gab es oft Zeichnungen, »Ein Corso-Abenteuer« betitelt, schnurrbärtige Herren mit Spazierstöcken, die sich an Frauen heranmachten, oder

Halbweltdamen, die Blicke warfen. »An der bekannten Straßenecke«, schrieb Ludwig Hevesi, »wo alles wie auf ein Commando kehrt macht, stauen sich die Gruppen von Rittern des Chic, der Monokel-Adel, die Bügelfaltokratie.«

Für solche Anlässe warf man sich in Gala. Und hier fand auch der spektakulärste Maskenzug statt. Zwanzig Jahre, bevor Viktor und Emmy heirateten und Charles' Netsuke eintrafen, organisierte Hans Makart, ein äußerst populärer Maler riesiger Historienschenken, 1879 zur Silbernen Hochzeit des Kaisers einen Festzug. Die Handwerker Wiens traten in 43 Gilden auf, jede mit ihrem eigenen, allegorisch geschmückten Festwagen. Musiker und Herolde, Hellebardenträger und Männer mit Bannern umringten die Festwagen, alle in Renaissancekostüme gewandet; Makart im breitrempigen Hut ritt der pompösen Kavalkade auf einem weißen Hengst voran. Es scheint mir, als passten diese kleinen Nachlässigkeiten – ein bisschen Renaissance, ein wenig Rubens, ein Hauch Pseudo-Klassik – perfekt auf die Ringstraße.

Es ist alles so bewusst grandios und doch ein wenig Cecil B. de Mille. Ich bin nicht das Publikum dafür. Ein junger Maler und Architekturstudent, Adolf Hitler, zeigte hingegen die gebührende, emotionale Reaktion auf die Ringstraße: »Ich lief die Tage vom frühen Morgen bis in die späte Nacht von einer Sehenswürdigkeit zur anderen, allein es waren immer nur Bauten, die mich in erster Linie fesselten. Stundenlang konnte ich so vor der Oper stehen, stundenlang das Parlament bewundern; die ganze Ringstraße wirkte auf mich wie ein Zauber aus Tausendundeiner Nacht.« Hitler malte alle großen Bauwerke am Ring, das Burgtheater, Hansens Parlament, die zwei großen Gebäude gegenüber dem Palais Ephrussi: Universität und Votivkirche. Er wusste zu würdigen, wie man Raum für dramatische Schaustellungen nutzen konnte. Er verstand diese Ornamentik anders: Sie drücke »ewige Werte« aus.

Der ganze Zauber wurde dadurch finanziert, dass man Grundstücke an die rasch wachsende Schicht der Finanzleute und Unternehmer verkaufte. Auf vielen wuchsen die typischen Ringstraßenpalais empor, ein Gebäudetyp, in dem sich hinter einer prächtigen Fassade mehrere Wohnungen verbargen. Man konnte eine eindrucksvolle Pa-

lais-Adresse vorweisen, mit einem Prunkportal, Balkonen und Fenstern auf die Ringstraße, einer marmorgetäfelten Eingangshalle, einem Salon mit Deckengemälde – und doch in einem einzigen Stockwerk wohnen. In dieser Etage, dem Nobelstock, gruppierten sich die Empfangsräume um einen großen Ballsaal. Der Nobelstock ist leicht von außen zu erkennen, dort gibt es nämlich die üppigsten Verzierungen um die Fenster.

Viele Bewohner dieser Palais waren erst vor kurzem zu Reichtum gelangte Familien, und das bedeutete einen starken jüdischen Bevölkerungsanteil an der Ringstraße. Bei meinem Spaziergang weg vom Palais Ephrussi passiere ich die Palais der Lieben, Epstein, Schey von Koromla, Königswarter, Todesco, Wertheim, Gutmann. Diese pompösen Gebäude sind ein Appellplatz der untereinander verschwägerten jüdischen Familien, eine architektonische Parade selbstbewussten Wohlstands, in der Judentum und Ornament verwoben waren.

Während ich so dahingehe, den Wind im Rücken, denke ich an mein »Vagabundieren« rund um die Rue de Monceau, und ich erinnere mich an Zolas habgierigen Saccard in seinem vulgär opulenten Herrenhaus, das sich der Straße aufdrängt. Hier in Wien laufen die Auseinandersetzungen über die Juden der Zionstraße hinter den grandiosen Fassaden ihrer Palais auf andere Weise ab. Hier, so heißt es, seien die Juden so assimiliert, hätten ihre nichtjüdischen Nachbarn so geschickt nachgeahmt, dass sie die Wiener überlistet hätten und einfach im Gewirk des Rings verschwunden seien.

In Robert Musils Roman »Der Mann ohne Eigenschaften« grübelt der alte Graf Leinsdorf über dieses Verschwinden nach. Die Juden hätten das gesellschaftliche Leben in Wien durcheinandergebracht, da sie ihren pittoresken Wurzeln nicht treu geblieben seien. »Die ganze sogenannte Judenfrage wäre aus der Welt geschafft, wenn die Juden sich entschließen wollten, hebräisch zu sprechen, ihre alten eigenen Namen wieder anzunehmen und orientalische Kleidung zu tragen ... Ich gebe zu, daß ein soeben erst bei uns reich gewordener Galizianer im Steireranzug mit Gamsbart auf der Esplanade von Ischl nicht gut aussieht. Aber stecken Sie ihn in ein lang herabwallendes Gewand ... Sie

sollen sehen, wie diese ... auf unserer Ringstraße spazieren gehen, die dadurch so einzigartig auf der Welt dasteht, daß man auf ihr inmitten der höchsten westeuropäischen Eleganz, wenn man mag, auch einen Mohammedaner mit seinem roten Kappl, einen Slowaken im Schafpelz oder einen Tiroler mit nackten Beinen sehen kann!«

In den Slums von Wien, in der Leopoldstadt, kann man beobachten, wie Juden leben sollten, zu zwölf in einem Zimmer, ohne Wasser, auf der Straße ist es laut, sie tragen die richtigen Gewänder, sprechen die richtige Mundart. 1863, als Viktor als dreijähriges Kind aus Odessa nach Wien kam, lebten noch weniger als achttausend Juden in Wien. 1867 gewährte der Kaiser den Juden die Bürgerrechte; damit fielen die letzten Barrieren, sie durften nun unterrichten und Grundbesitz erwerben. Als Viktor 1890 dreißig war, gab es 118000 Juden in Wien, viele davon Neuankömmlinge, Ostjuden, die durch die Schrecken der Pogrome im vorangegangenen Jahrzehnt aus Galizien vertrieben worden waren. Juden kamen auch aus den kleinen Dörfern Böhmens, Mährens und Ungarns, wo sie in bitterem Elend vegetiert hatten. Tief in der talmudischen Tradition verwurzelt, sprachen sie Jiddisch und trugen manchmal den Kaftan. Wollte man den Wiener Massenblättern glauben, waren viele von ihnen möglicherweise in Ritualmorde verwickelt, ganz sicher aber hatten sie mit Prostitution zu tun, sie handelten mit Altkleidern und verhökerten, seltsame Körbe auf dem Rücken tragend, in der ganzen Stadt ihre Waren.

Zur Zeit von Viktors und Emmys Hochzeit, 1899, lebten 145000 Juden in Wien. Um 1910 hatten allein Warschau und Budapest eine größere jüdische Bevölkerung, außerhalb Europas nur New York. Und es war eine Bevölkerung wie keine andere. Viele aus der zweiten Generation der neuen Zuwanderer hatten Bemerkenswertes erreicht. Wien war eine Stadt, so Jakob Wassermann um die Jahrhundertwende, in der »die ganze Öffentlichkeit von Juden beherrscht wurde. Die Banken, die Presse, das Theater, die Literatur, gesellschaftliche Veranstaltungen, alles war in den Händen der Juden ... Dennoch war meine Verwunderung groß über die Mengen von jüdischen Ärzten, Advokaten, Klubmitgliedern, Snobs, Dandys, Proletariern, Schauspielern, Zei-

tungsleuten und Dichtern.« Tatsächlich waren 71 Prozent der Finanzleute Juden, 65 Prozent der Anwälte, 59 Prozent der Ärzte und die Hälfte der Wiener Journalisten. Die *Neue Freie Presse* »gehörte Juden, sie wurde von ihnen herausgegeben und geschrieben«, meinte Henry Wickham Steed in seinem beiläufig antisemitischen Buch über das Habsburgerreich.

Und diese Juden hatten perfekte Fassaden – sie verschwanden einfach. Es war eine Potemkinsche Stadt, und sie waren Potemkinsche Einwohner. So wie der russische General aus Holz und Mörtel eine Stadt hingestellt habe, um Katharina die Große bei ihrem Besuch zu beeindrucken, so sei die Ringstraße, schrieb der junge Hitzkopf Adolf Loos, nichts als ein gigantisches Scheingebilde. Es sei potemkinsch. Die Fassaden hätten keine Beziehung zu den Gebäuden. Der Stein sei bloß Stuck, Machwerk für Parvenüs. Die Wiener sollten aufhören, in diesen Bühnenbildern zu leben, »wo sie hofften, niemand würde den Schwindel entdecken«. Und der Satiriker Karl Kraus stimmte ihm zu und sprach von der »Verschweinung des praktischen Lebens durch das Ornament«. Dazu kam noch, dass durch diese »katastrophale Verwirrung« die Sprache selbst infiziert werde: »Die Phrase ist das Ornament des Geistes.« Diese üppig verzierten Gebäude, ihre ornamentale Gestaltung, das ornamentale Leben, das sich um sie herum abspielte: Wien war bombastisch geworden.

Kein einfacher Ort für die Netsuke, denke ich, während ich in der Dämmerung zum Palais Ephrussi zurückschlendere; ich fühle mich ruhiger. Es ist kompliziert, weil ich nicht sicher bin, was all die Ornamente bedeuten. Meine Netsuke sind aus verschiedenen Materialien, Buchsbaumholz oder Elfenbein. Sie sind durch und durch hart. Sie sind nicht potemkinsch, sie sind nicht aus Gips und Pappe. Es sind witzige kleine Sachen, und ich kann mir nicht vorstellen, wie sie in dieser selbstgefällig-großmäuligen Stadt überleben sollen.

Andererseits könnte ihnen auch keiner nachsagen, sie wären etwas Praktisches. Sicher kann man sie für ornamental halten, sogar für eine Art Verzauberung. Wie passend mag Charles' Hochzeitsgeschenk, einmal nach Wien gelangt, wohl gewesen sein?